Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 8 (1924)
Heft: 12: Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins : Schweizernummer

Artikel: Die deutsche Sprache in der Schweiz
Autor: Steiger, August
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419560

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

in der deutschen Schweiz waren es 1910 100000, nach der schweren Kriegszeit 1920 immer noch 50000. Trotz dieser großen Zahl, trotz ihrem engen Zusammenleben üben diese Italiener kaum irgendwelchen Einfluß aus und werden ebenso rasch verdeutscht oder verwelscht wie die Deutschschweizer in der französischen Schweiz. Viel geringer, aber wirtschaftlich weit kräftiger ist die Einwanderung von Deutschschweizern in den italienischen Landesteil. Heute leben dort 10000 Deutsche, die auch eine Reihe von Schulen besitzen.

Wieder anders ist die Lage im romanischen Sprachgebiet! Dieses ist ohne jeden Zwang durch die Macht der wirtschaftlichen Verhältnisse seit Jahrhunderten immer mehr verdeutscht worden. Auch heute ist dieser Vorgang noch nicht abgeschlossen. Besonders der Fremdenverkehr arbeitet in dieser Richtung. Mit außerordentlicher, anerkennenswerter Zähigkeit hält sich das Romanische jedoch aufrecht und hat seit längerer Zeit seinen Bestand mit geringen Ausnahmen zu behaupten vermocht.

Es haben sich also in der Schweiz in den letzten Jahrzehnten starke Verschiebungen zwischen den verschiedenen Sprachgebieten vollzogen. Noch sind die Verhältnisse im Fluß. Und trotzdem kam es nicht zu Sprachenkämpfen. Warum? Man hat eben bei uns bei der Neueinrichtung des Staates (1848), bevor der sprachliche Gegensatz recht bewußt geworden war, für die Gleichberechtigung aller Landessprachen gesorgt. Und man wacht peinlich genau darüber, daß sie innegehalten wird. Einen behördlichen Druck kennt man infolge der weitgehenden Selbstverwaltung und Volksherrschaft nicht. Vor allem aber macht die große deutsche Mehrheit von ihrer Übermacht nicht den geringsten Gebrauch. Nur diese Haltung der Deutschschweizer hat die friedliche Entwicklung möglich gemacht.

Aarau. Dr. Hektor Ammann.

Die deutsche Sprache in der Schweiz.[1])

Die deutsche Besiedelung der Schweiz geht in die Zeit der Völkerwanderung zurück. Der Westen war damals helvetisch, also keltisch, der Osten rätisch, die Grenze verlief etwa vom untern Bodensee zum Gotthard; beide Gebiete standen seit Jahrhunderten unter römischer Herrschaft. Seit dem 5. und 6. Jahrh. setzten sich hier alemannische Ansiedler fest und bauten als Herrenvolk ihre Höfe, aber zunächst erst im Mittellande; in die Alpentäler hinein, wo immer noch eine dünn gesäte romanische Bevölkerung saß, drangen sie erst in den folgenden Jahrhunderten. Westlich von ihnen breitete sich von Savoyen her ein anderer Germanenstamm aus, die Burgunden, nahm aber als Gastvolk im lebhaften Alltagsverkehr mit der römisch-keltischen Bevölkerung bald römische Sprache an: die heutige französische Schweiz (und Ostfrankreich). Die ursprüngliche Grenze zwischen Alemannen und Burgunden läßt sich nicht genau feststellen; sie hat sich im Lauf der Zeit bald westlich, bald östlich verschoben. Im 9. und 10. Jahrh. lag sie erheblich weiter östlich als heute; bis ins 18. Jahrh. drang im Zusammenhang mit staatlichen Erscheinungen das Deutsche vor, mußte dann aber wieder etwas zurückweichen. In Freiburg (im Üchtland) hat die vorherrschende Sprache mehrmals gewechselt. Die Walliser Bauern haben ihr Deutsch im 12. und 13. Jahrh. über die Alpen getragen, wo sich am Südfuße des Monte Rosa, im Pommat und in Bosco oder Gurin, der einzigen deutschen Gemeinde des Kantons Tessin, heute noch Reste finden. Vielleicht ist auch das Urserntal (das oberste Reußtal) wenigstens teilweise von ihnen bevölkert worden; besonders merkwürdig aber sind die Niederlassungen der »Walser« in Graubünden und Vorarlberg, die sich rechtsgeschichtlich, aber auch aus der Vergleichung der heutigen Mundarten nachweisen lassen. So spricht man auf Walsergebiet noch die für die unteren Gemeinden des deutschen Ober-Wallis so bezeichnenden vollen Selbstlaute in den Endsilben, z. T. sogar in den althochdeutschen Klangfarben. Z. B. heißt es im Wallis Voto, in Davos (besiedelt um 1280) Bote, während man in dem vom Rhein herauf eingedeutschten Chur wie in der übrigen Ostschweiz nur Bot sagt. Graubünden ist eben im 10. bis 15. Jahrh. auch vom Boden- und vom Zürichsee herauf eingedeutscht worden, aber offenbar weniger durch deutsche Besiedelung als durch Sprachwechsel. So ist es zu erklären, daß z. B. das deutsche k im Anlaut, das bei den Walsern, wie bei den Wallisern und fast allen übrigen Deutschschweizern, zu ch verschoben ist (Chind), in Chur und Ragaz »hochdeutsch« ausgesprochen wird (Khind), offenbar durch Anpassung des alemannischen Lautes an romanisches Sprechwerkzeug.

Der deutsche Schweizer versteht und gebraucht heute zwei Sprachen: seine angestammte hochalemannische Mundart und die hochdeutsche Gemeinsprache (das Schriftdeutsch).[1]) Der Mundart bedient er sich im mündlichen Verkehr, sozusagen nie in schriftlichem Gebrauche, abgesehen von der mundartlichen Dichtung, die seit Hebels Zeiten nie ganz eingeschlummert war, in den letzten zwanzig Jahren sogar lebhaft aufgeblüht ist, aber doch durchaus die Ausnahme bildet. Wir lesen leichter Schriftdeutsch als Mundart. Schriftdeutsch ist der ganze übrige schriftliche Ausdruck, die mündliche Rede innerhalb gewisser schwankender Grenzen. Diese Zweisprachigkeit ist im wesentlichen eine Errungenschaft des 19. Jahrh. Die geschriebene Sprachform muß zwar naturgemäß immer etwas verschieden gewesen sein von der gesprochenen, aber ihre Handhabung beschränkte sich früher auf einen viel engeren Kreis. Die ersten deutschen Aufzeichnungen aus unserm Lande, z. B. das sog. Wörterbuch des heil. Gallus, gehören dem 8. Jahrh. an und zählen zu den ältesten deutschen Sprachdenkmälern, die es überhaupt gibt. Sie stammen aus dem Kloster St. Gallen, das ja, besonders im 10. Jahrh., nicht bloß eine der hellsten Geistesleuchten in deutschen Landen war, sondern insbesondere auch die bedeutendste Pflegestätte deutschen Schrifttums. Zwar ist Ekkehards Waltharilied, neben dem Hildebrandslied das älteste Heldengedicht deutschen Inhalts und Gehalts, der Sitte der Zeit gemäß in der Sprache lateinisch; doch stammt mehr als die Hälfte aller erhaltenen althochdeutschen Sprachdenkmäler (abgesehen von Namen- und Wörterverzeichnissen) von der Hand Notkers des Deutschen († 1022). Am Minnesang nahm die Schweiz lebhaften Anteil, wenn auch nicht in führender Stellung; die berühmteste Sammelhandschrift mittelhochdeutscher Lieder, die große Heidelberger oder Manessische, stammt aus der Schweiz, und im ausgehenden Mittelalter erklang bei uns die deutsche Sprache in geschichtlichen Volksliedern, Fabeln und geistlichen Spielen. Die Schweiz ging auch als eine

1) Einen Beitrag über diesen Gegenstand hatte Herr Professor Dr. Albert Bachmann in Zürich zugesagt; er war dann aber verhindert, so daß ich in letzter Stunde einspringen mußte. Ich habe (stellenweise wörtlich) nach einem größeren Aufsatze Prof. Bachmanns im »Geographischen Lexikon der Schweiz« gearbeitet und das Ergebnis von ihm durchsehen lassen.

1) Daneben können sich viele Deutschschweizer wenigstens notdürftig auch französisch verständigen, aber daß die meisten — wie man im Auslande etwa zu glauben scheint — in diesem Sinne zweisprachig wären, davon ist keine Rede.

der ersten deutschen Landschaften (im 13. Jahrh.) von der lateinischen zur deutschen Urkundensprache über, und es bildete sich sogar eine Art schweizerischer Schriftsprache, die vor allem in den Kanzleien, mit der Ausbreitung der Schreibkunst aber allmählich auch in weitern Kreisen gepflegt wurde. Eine ältere Richtung zeigt noch althochdeutsche Formen, nämlich volle Selbstlaute in Endsilben (basa = Base, kilchun = Kirchen, gemachot = gemacht, drißigost = dreißigst), die in Resten bis ins 16. Jahrh. hinein nachzuweisen sind.

Als sich dann durch Luthers machtvolles Wirken die neuhochdeutsche Schriftsprache auszubreiten begann, fand sie in der Schweiz bedeutende Hindernisse. Vor allem klang seine auf ostmitteldeutschem Boden erwachsene Sprache dem Schweizer fremd, der auf dem mittelhochdeutschen Lautstand stehen geblieben war. Er hatte die langen Selbstlaute î, û, û̂ z. B. in Lîb, Hûs, Hûser, die über dem Rhein zu den Doppellauten ei, au, eu geworden waren (Leib, Haus, Häuser), bewahrt, aber auch die alten Doppellaute z. B. in lieb, guot, Güeti für lib (geschrieben lieb), gut, Güte; ferner waren bei uns die Selbstlaute in offener Silbe nicht gedehnt worden: Häse, Höse, Stübe. Auf dieser Stufe ist die Schweizermundart im allgemeinen geblieben bis zum heutigen Tage; sie ist also, wenigstens lautlich, in wesentlichen Punkten stehen gebliebenes Mittelhochdeutsch und nicht, wie besonders der norddeutsche Besucher oft geringschätzig zu glauben scheint, verdorbenes Hochdeutsch; es gibt natürlich auch keinen falscheren Namen für diese allerhöchste Alpenmundart als das von Reichsdeutschen nicht selten gebrauchte »Platt«. Neben diesen lautlichen Unterschieden gab es noch andere, so daß Luther die Sprache Zwinglis »ein böses Deutsch« nennen konnte: »Einer möcht schwitzen, ehe er's verstehet«; aber unserm Zwingli ging's natürlich mit Luther auch nicht besser. Zudem hatte sich die Schweiz im Jahre 1499 in blutigem Kriege vom Reiche staatlich getrennt und ging auch in der Reformation ihre eigenen Wege, Zürich stellte eine eigene Bibelübersetzung her.

Trotz alledem kam es damals nicht zur sprachlichen Trennung (wie in den Niederlanden). Zum Vorteil für beide Teile, besonders natürlich für den kleineren, wurde die Einheit gewahrt, und die Sprache Luthers machte auch in der Schweiz und in der Zürcherbibel Fortschritte. Geistige, persönliche und geschäftliche Beziehungen, namentlich die Stellung der Grenzstadt Basel mit ihrer alten Hochschule, ihrem Handel und ihrem blühenden Buchdruckerwesen, bahnten der gesamtdeutschen Schriftsprache den Weg, wenn auch vorläufig nur für den schriftlichen Gebrauch. Zuerst wurden die auffallendsten lautlichen Unterschiede beseitigt, jene alten i, u, ü, dann allmählich die feineren, ganz abgeschlossen ist die Bewegung heute noch nicht. Voran gingen aus guten Gründen die Drucker; viel später, z. T. in erheblichen Abständen, folgten die Kanzleien, dann weitere Kreise. Noch Haller mußte sich in seinem »Versuch schweizerischer Gedichten« von einem hannöverschen Arzte zahllose »Unarten« entfernen lassen und gestand im Vorwort zur 4. Auflage (1743): »Die deutsche Sprache ist mir fremd«. Auch Bodmer beugte sich der Gemeinsprache in Lauten und Formen, lehnte aber in Wortschatz und Stil die meißnisch-sächsische Vorherrschaft entschieden ab — er hatte in den Minnesängern und dem Nibelungenlied, die er zuerst wieder bekannt machte, beobachtet, wie viel ursprüngliches Sprachgut gerade im Schweizerdeutschen steckt. Die mit Klopstock sich mächtig entfaltende deutsche Dichtung vollendete den Sieg der Gemeinsprache, die Vorherrschaft Obersachsens war aber doch gebrochen und die Entwicklung einem sprachlichen Ausgleich zwischen den Landschaften überlassen, gemäß dem Anteil einer jeden am geistigen Leben. Friedrich Kluge hat gezeigt, wie vieles unsere Mundart in Satzbau und Wortschatz beigetragen hat zur deutschen Schriftsprache; einer der neuesten Beiträge dürfte das Wort Putsch sein, das wohl durch Keller in Deutschland bekannt geworden ist.

Seit etwa 1800 kann der Anschluß der Schweiz an die neuhochdeutsche Schriftsprache für den schriftlichen Gebrauch als vollzogen gelten, wenn auch mundartliche Färbungen, teils unabsichtlich, teils in künstlerischer Absicht, noch häufig sind. Daneben ist die Schweiz immer noch das mundartlichste Land deutschen Sprachgebietes, und die Mundart beherrscht noch fast völlig den persönlichen Verkehr durch alle Schichten der Bevölkerung. Der Hochschullehrer z. B. hält seine Vorlesung schriftdeutsch, aber im akademischen Viertel spricht er mit Berufsgenossen oder Studierenden Mundart. In den Lauten und Formen besteht bei den Angehörigen verschiedener Stände innerhalb einer Landschaft kein Unterschied, nur etwa in Wortwahl und Satzbildung. Auch dieser Zustand war in Deutschland einmal allgemein, die Schweiz hat ihn nur bewahrt — Seit etwa hundert Jahren aber ist die neue Schriftsprache auch bei uns in den mündlichen Gebrauch eingedrungen, besonders in der öffentlichen Rede. Auf der Kanzel, in der Schule (mit Ausnahme der untersten Klassen der Volksschule), in Ratssälen wird im allgemeinen schriftdeutsch gesprochen; in öffentlichen Versammlungen nichtamtlicher Art ist es verschieden. Im Westen hält man sich noch mehr an die Mundart als im Osten, auf dem Lande mehr als in den Städten, in entlegenen Gebirgstälern mehr als in verkehrsreichen Gegenden. In den letzten Jahrzehnten droht die Schriftsprache auch ins persönliche Gespräch (nicht bloß mit Ausländern) einzudringen, besonders ins geschäftliche; doch scheint die Bewegung in den letzten zwanzig Jahren im Zusammenhang mit der Heimatschutzbewegung, mit der wissenschaftlichen Pflege dieser unserer Heimatsprache, mit dem Aufblühen der Mundartdichtung und der Stärkung des Staatsgedankens durch den Weltkrieg eher zum Stillstand gekommen zu sein, ja es zeigen sich gelegentlich rückläufige Erscheinungen. Auf alle Fälle ist das gesprochene Hochdeutsch des Schweizers in Wortschatz und Stil, besonders aber in der Aussprache meistens so stark mundartlich gefärbt, daß zuweilen ein Norddeutscher meint, das berühmte oder berüchtigte Schweizerdeutsch zu hören, wenn der Deutschschweizer allerbestes Hochdeutsch zu sprechen glaubt. Auch das ist übrigens in den letzten zwanzig Jahren bedeutend besser geworden. — Fast gefährlicher als der äußerliche Übergang zur Schriftsprache ist heute für die Mundart die innere Ausgleichung der verschiedenen Mundarten und ihre Angleichung an die Schriftsprache. Ist das Schriftdeutsch des Ungebildeten oft nur ein notdürftig verhochdeutschtes Schweizerdeutsch, so ist die Mundart des Gebildeten oft nicht viel anderes als mundartlich gefärbtes Schriftdeutsch, namentlich im Wortbestand und Wortgebrauch; besonders in den Städten und höheren Schichten verschwinden viele Mundartwörter vor schriftdeutschen, wenn auch vielleicht mundartlich ausgesprochenen: Toteboum wird Sarg, Schmalz (wie der Ostschweizer) und Anke (wie die übrigen Deutschschweizer sagen) wird ersetzt durch Butter, gäng, eister, allewil, ande durch immer. Das geschieht namentlich, wenn die schriftdeutsche Form nahe liegt: Hung wird zu Honig, Chüng zu

Kchönig (nur im Kartenspiel noch nicht durchwegs). Weniger beeinflußt wird der Satzbau, der einfach ist, am allerwenigsten die Laute und Formen. Der innere und der äußere Verkehr, die Freizügigkeit und Bevölkerungsmischung, die Volksschule, deren eine Hauptaufgabe die Vermittlung der Schriftsprache ist, und andere Volksbildungsanstalten, das lebhafte Zeitungs- und Bücherwesen, kurz: geistige, wirtschaftliche, gesellschaftliche und staatliche Bewegungen haben im 19. Jahrh. die Mundart innerlich und äußerlich erschüttert.

Ihrem Wesen nach ist sie also hochalemannisch und unterscheidet sich vom Niederalemannischen hauptsächlich durch die Verschiebung des k im Anlaut zu ch, in gewissen anderen Stellungen zu kch, was ziemlich allgemein auch als hochdeutsche Aussprache für k gilt. So spricht der Schweizer in seiner Mundart Chind, auf hochdeutsch Kchind. Diese Laute, die also bei uns besonders häufig sind und tief im Gaumen gebildet werden, gelten als unser Hauptmerkmal, doch werden sie im Süden weiter vorn gesprochen (im Wallis z. T. geradezu am harten Gaumen wie der ich-Laut), was sich vielleicht aus der romanischen Grundlage der Alpenmundarten erklären läßt. Denselben Grund dürften noch andere Erscheinungen haben, z. B. die in den südlichen Mundarten verbreitete Entrundung von ü zu i und ö zu e (Hiiser, scheen). In diesem Gebiete ist auch der Druckunterschied zwischen Stammsilbe und folgenden Silben nicht so groß wie im Norden; daraus erklärt sich die Erhaltung jener z. T. noch vollen Selbstlaute in den Endsilben (Zunga, Hano = Hahn) bei gewissen Walliser Mundarten, die das altertümlichste heutige Deutsch vorstellen. Die Stadt Basel bildet mit ihren elsässischen Vororten eine niederalemannische Sprachinsel, was aus den starken nördlichen Beziehungen zu erklären ist. Anderseits empfinden wir den Schwarzwälder Hebel als unsern Landsmann; denn alle unsere Eigentümlichkeiten reichen ein Stück weit über den Rhein hinaus (das Vorarlberg ist ebenfalls hochalemannisch). Auch in der Formen- und Satzbildung hat sich neben vielen Neuerungen manche Altertümlichkeit erhalten. Eine wissenschaftliche Einteilung der Mundarten steht noch aus[1]); die volkstümliche Unterscheidung nach Kantonen — die Mundart ist ein sehr beliebter Gegenstand nachbarlicher Neckereien — genügt durchaus nicht; die wissenschaftlich scheinende Gliederung in rein-alemannische und burgundisch-alemannische ist nicht haltbar; jedenfalls lassen sich keine sicheren Spuren des Burgundischen nachweisen. Die einen Erscheinungen weisen mehr auf eine nord-südliche Gliederung, die andern mehr auf eine ost-westliche.

Unsere Mundartverhältnisse sind so mannigfaltig, daß wir leicht an der Rede die engere Heimat des Sprechers erkennen, und doch so einheitlich, daß wir immer noch den deutschschweizerischen Mitbürger heraushören und einen sprachlichen Ausdruck haben für unsere staatliche Selbständigkeit. Diese Sprache der Heimat in vernünftigem Maße zu erhalten, ist uns ein vaterländisches Bestreben, auch dem Deutschschweizerischen Sprachverein. An eine schweizerische Schriftsprache aber ist nicht mehr zu denken, sie ist auch nicht zu wünschen, denn die gemeindeutsche Sprache ist uns ein kostbares Geistesgut und ein Feierkleid. Sie verbindet uns mit unserer weitern Geistesheimat und mit der Welt. Unsere deutsche Doppelsprachigkeit hat ihre Nachteile, aber auch ihre Vorteile. Wir gehören zu einer großen Gemeinde und haben doch eine sprachliche Heimat. Schriftsprache und Mundart gehen wie eine große und eine kleine Schwester friedlich nebeneinander her.

Küsnacht bei Zürich. Dr. August Steiger.

1) Vgl. F. Kluge, Alemannische Mundart und Schriftsprache. Wissenschaftliche Beihefte 4, 372 ff.

Kultürlich? — Warum nicht?

In der Märznummer hat Prof. Bruno Meyer das gräßliche Fremdwort kulturell besprochen. Es war aber auch höchste Zeit, daß jemand endlich seine Stimme erhob, um einem gewiß von sehr vielen geteilten Mißbehagen über dieses um sich greifende Wort Ausdruck zu geben. Der Nachweis, daß es schon über fünfzig Jahre alt ist, wird manchen Leser ebensosehr überrascht haben wie mich. Denn so richtig Mode geworden, »aufgekommen« ist es doch erst in den letzten Vorkriegsjahren, in denen von Kultur bis zum Überdruß geredet wurde (seither freilich erst recht, weil wir jetzt das Gefühl haben, daß die abendländische Gesittung in furchtbarem Niedergang sei). Je mehr von Kultur die Rede war, desto willkommener mußte auch ein dazu passendes Beiwort sein, und darum geht es jetzt nirgends mehr ohne das Wort kulturell.

Es ist nicht unentbehrlich; ich habe über Kultur schon viel gesprochen und geschrieben und es doch noch nie gebraucht, auch nicht vermißt. Aber da nun einmal das Bedürfnis nach einem solchen Beiwort erwacht ist: suchen wir es zu ersetzen. Und zwar schlage ich vor, dabei zu verfahren, wie wir es schon lang mit andern lateinischen Wörtern auf -ur getan haben, und kultürlich zu sagen wie natürlich, figürlich, kreatürlich.

Ich legte die Bildung kultürlich voriges Jahr dem Vorstand des Deutschschweizerischen Sprachvereins in einer Sitzung vor und fragte die Herren nach ihrer Meinung. Die Richtigkeit der Wortbildung wurde anerkannt, kein Einwand wurde erhoben, und doch nahm man meinen Vorschlag mit allgemeinem Kopfschütteln auf und riet von der Neuerung ab. Trotzdem brauchte ich seither das Wort in zwei verschiedenen Zeitschriften, wobei mir freilich jedesmal der Setzer aus kultürlich kulturlich machte (das könnte nachdenklich stimmen). Ich wiederhole hier den Vorschlag: kultürlich statt kulturell, denn ich zweifle nicht an seiner Brauchbarkeit; jedenfalls sind schon gewagtere Verdeutschungen durchgedrungen.[1])

Den Vorfall in unserm Vereinsvorstande habe ich hier erwähnt, weil er bezeichnend ist für die Stellung der Schweizer zu den Verdeutschungsfragen und zur Schriftsprache überhaupt. Davon darf hier einmal die Rede sein. Wir Schweizer sind gegen Neuerungen und Neubildungen ablehnend oder doch sehr zurückhaltend. Zwar haben wir an der Bereicherung des Neuhochdeutschen teilgenommen, aber immer von unserer Mundart, vom lebenden Sprachgebrauch aus. Persönliche Einfälle lassen wir ungern gelten, und künstliche Neubildungen sind uns geradezu unangenehm; viele Schweizer sind der irrtümlichen Meinung, die Neuschöpfung von Wörtern sei nicht erlaubt. Dies ist ein Grundzug in unserm sprachlichen Verhalten. Er mag daher rühren, daß unsere Umgangssprache eine ganz und gar gewachsene ist und nicht wie die der gebildeten Leute im Reich die Spuren der Kunst, der Schule, an sich trägt. Er paßt aber auch sonst zu unserm Wesen, dem bäuerlich altväterische Art eigen ist, an dem die Unnatur des Großstadt-

1) »kulturlich« gebraucht G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft (1891 S. 404), ebenso Ratzel u. a.; »kultürlich« ist uns in einer Zeitung v. J. 1922 begegnet, »kulturisch« im Kunstwart. Die Schriftleitung.